

hilflos, wenn es dann heißt: „Christlicher Glaube bejaht die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leistungen, durch die konkreter Schaden von Menschen abgewendet wird.“ Zugleich aber läßt er sich durch das Bekenntnis der Väter dazu anleiten, „technokratischen und totalitären Tendenzen unserer Zeit zu widerstehen“, zu erkennen, daß die Triebe des Menschen zerstörerisch werden, wo sie sich selbst überlassen bleiben. „Alle Kräfte sind zu bejahen, die an der Verbesserung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse arbeiten“, aber man müsse sich hüten, daß „anstelle des ersehnten Reiches der Freiheit ein System titanischer Selbstbehauptung und Unterdrückung entsteht. Die Kreuzigung Jesu Christi ist . . . das Zeugnis dafür, wohin menschlicher Selbstbehauptungs- und Leistungswille führt. Sie stellt die Sünde des Menschen, deren Opfer Jesus geworden ist, bloß. Die Botschaft von der Auferstehung des Gekreuzigten bezeugt, daß Gott um Jesu willen einen Weg aus dem Verhängnis menschlicher Schuld und Selbstverschlossenheit öffnet . . .“ Das sind sehr summarische Sätze. Wer fühlt sich betroffen?

Wiederum folgen die Negationen gegen „Versuche, im Gegenzug gegen die alte Lehre von der Sünde das Heil in menschliche Regie zu nehmen . . . Es wird nicht recht vom Menschen geredet . . .“

### *Gegen das falsche Verständnis von Jesus*

Abermals liest man: „Die reformatorischen Väter bezeugen Jesus Christus als den Herrn und bekennen . . .“ Warum wird dieses Bekenntnis im Festhalten der Trennung vorgetragen? Die Spitze der Negationen richtet sich gegen das Mißverständnis, Jesus sei nur Vorbild rechter Menschlichkeit. Auch das Lehrstück „Von der Rechtfertigung“ bleibt in der Einzäunung: „Die reformatorischen Väter bekennen: Dem Menschen wird Heil und Rettung allein aus Gnade um Christi willen zuteil. Der Glaube an Jesus Christus schafft Gerechtigkeit.“ Es folgt die Apologetik gegen das Verständnis des säkularen Menschen von seiner „Selbstverwirklichung“ in der Leistungsgesellschaft mit den Negationen: „Es wird nicht recht von der Rechtfertigung geredet . . .“, wo sich z. B. „der christliche Glaube in revolutionärer Aktivität zur Schaffung der künftigen Menschheit erschöpft“ (D. S. 22 f.). Wenn es wahr ist, daß es einen Konsensus zwischen Lutheranern und Katholiken über die Rechtfertigung gibt (vgl. die Dokumentation ds. Heft, S. 536 ff.) — was Bischof Dietzfelbinger in Osnabrück mit dem Hinweis auf den „anderen Stellenwert“ bei diesen wie jenen bestritt —, warum wird dann nicht dieses wenig eingängige Lehrstück so

präsentiert, daß es auch Katholiken mitbekennen können? Warum wird *ein reformatorisches Getto* aufrechterhalten?

### *Kirche und Gesellschaft*

Der Grund dürfte im Lehrstück „Von der Kirche und vom Gottesdienst“ zu suchen sein. Hier wird manchen Einwänden aus der Welt gegen die Kirche als Institution und als Machtinstrument recht gegeben, wo man sich auf die Kritik Jesu beruft und der Predigt den Vorwurf angemessener Rede macht (D. S. 24). Denn zu allen Zeiten stehe die Kirche in der Versuchung, sich selbst an die Stelle ihres Herrn zu setzen. Überdeutlich ist der Satz: „Die Kirche bekennt, daß durch Jesu Sendung und seinen Kreuzestod die Menschheit vom Zwang kultischen Opferdienstes befreit und berufen ist, einen Gottesdienst selbstloser Nächstenliebe zu üben . . .“ Der öffentliche Gottesdienst mit Predigt und Herrenmahl widerspreche aber nicht dem Gottesdienst der Nächstenliebe, sondern vergegenwärtige den Ursprung und das Ziel christlicher Sendung. Er benötigt dazu bestimmte *Strukturen, die dem Evangelium entsprechen müssen* (D. S. 25). Antihierarchische Töne werden vermieden. Die Negationen: „Die Kirche wird ihrem Auftrag nicht gerecht“ beziehen sich auf eine Identifizierung mit herrschenden Gesellschaftssystemen und der Vernachlässigung ihrer Sendung zugunsten von Gesellschaftsreformen. Ein Absatz gilt der Aufgabe, überkommene Strukturen zu überprüfen, wieweit sie der Einigung der Christen im Wege stehen, aber man bleibt unverbindlich. „Die reformatorischen Väter bekennen . . .“ leitet auch das Lehrstück „Vom politischen Leben“ ein, das das Ordnungsdenken gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, es leiste autoritären Staatsformen Vorschub. Hier wäre nun wirklich eine Absage an Luther empfehlenswert gewesen, aber sie fehlt. Stattdessen das bekante paulinische Lied von Gott, der „nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens“ ist. Mündigkeit, Chancengleichheit und Mitbestimmung fallen darunter, das Festhalten an bestehenden Gewaltverhältnissen müsse einer weltumfassenden Friedenstrategie weichen (D. S. 28). „Die Aufgabe der Kirche im politischen Geschehen wird verfehlt“, wenn sie sich mit politischen Bewegungen identifiziert, wenn ihr Anteil an der Gesellschaft überhaupt geleugnet wird oder wo sie sich in politischer Abstinenz ergeht. Das ist alles recht mager. Und das letzte Lehrstück „Von der Hoffnung“ auf die Wiederkunft Christi? Es durfte eben nicht fehlen. Mehr kann man dazu kaum sagen. Sicher wird die „Theologische Erklärung“ umgegossen werden. Päpstliche oder evangelische Kommissionen — welche sind besser?

## *Die Schweizer Erhebung zur Priesterfrage*

Nach der bundesdeutschen Priesterumfrage, über die bereits berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz, ds. Jgh., S. 383—387 und 419—421), liegen nunmehr auch erste Teilauswertungen der Befragungen in Österreich (vgl. ds. Jhg., S. 502) und in der Schweiz vor. Die Schweizer Umfrage wurde von der Schweizer Bischofskonferenz zusammen mit den General- und Bischofsvikaren und den 18 Delegierten der Priesterräte auf ihrer Frühjahrssitzung im März 1970 auf Antrag der Delegierten beschlossen. Mit der Ausführung beauftragte man das

Pastoralsoziologische Institut in St. Gallen. Erfasst wurden alle in einer Schweizer Diözese inkardinierten Priester, alle Weltpriester eines ausländischen Bistums, die in der Schweiz hauptamtlich in der (ordentlichen) Seelsorge arbeiten, aber — anders als in der deutschen Umfrage — nur jene Ordenspriester, die ebenfalls in der Seelsorge stehen und nicht Mitglied eines Ordens sind, der der Vereinigung der Höheren Ordensoberen der Schweiz angehört. Die Ordenspriester werden im Herbst im Auftrag der Vereinigung der Ordensoberen gesondert befragt.

## Die erste Vollerhebung in der Schweiz

Die Erhebung verfolgte ein zweifaches Ziel: 1. den Priestern die Möglichkeit der Meinungsäußerung über alle sie selbst betreffenden Fragen und Schwierigkeiten zu geben und 2. ihr Selbstverständnis zu erfahren und die eigentlichen Ursachen des sog. „Unbehagens“ unter ihnen zu ermitteln. Die letzte Verantwortung für die Ausarbeitung des Fragebogens lag, in Absprache mit den Auftraggebern, beim Pastoralsoziologischen Institut, das 3089 (100%) Fragebogen aussandte. Die Rücklaufquote betrug 84,8% (= 2619). Davon waren auswertbar 2548 Fragebogen (82,5%). Diese Beteiligungsquote lag über der der Priesterbefragung in der BRD (1971) mit 76,5% und in Österreich mit 74,3%.

Diese ersten Ergebnisse müssen freilich noch durch detaillierte Querauswertungen ergänzt werden, ehe man zu einer umfassenden und differenzierten Beurteilung kommen kann. Die Grenzen liegen einmal in der gezielten Fragestellung — theologisches Selbstverständnis und Untersuchung des priesterlichen „Unbehagens“ —, sodann in der schriftlichen Befragung als solcher. Diese kann natürlich — „im Gegensatz etwa zu persönlichen Tiefeninterviews“ — nicht die individuellen Umstände präzise ermitteln. Im Hinblick auf die damals bevorstehende Bischofssynode (vgl. ds. Heft, S. 529) hatte man Teilergebnisse der Linearauswertung bereits Anfang September veröffentlicht. Eine differenzierte Analyse erstellte man nur in der Frage nach dem „Unbehagen im Klerus“, nach dessen Gründen, nach der Einstellung zum „Priester-Werden“ und der Meinung zur „Glaubensverwirklichung im Beruf“. Diese Grenzen legen vorerst eine große Zurückhaltung in der Beurteilung auf. Ein Vergleich mit den bisher veröffentlichten Ergebnissen der deutschen Priesterumfrage, die schon verschiedene Querauswertungen bot, ist nur begrenzt möglich.

Im folgenden sollen unter aktuellen Gesichtspunkten vor allem folgende Fragenkreise der linearen Teilauswertung herausgegriffen werden: 1. Die Amtsauffassung der Priester; 2. die Fragen nach Tätigkeitseinschätzung, Arbeitsbeanspruchung und Arbeitsmethoden; 3. die Zölibatsverpflichtung; 4. das Verhältnis zur kirchlichen Autorität; 5. einige Fragen nach Ausbildung und Spiritualität sowie 6. die Analyse des „Unbehagens im Klerus“.

### Ein vorwiegend traditionelles Amtsverständnis

Erwartungsgemäß werden „Gottesdienst, Verkündigung und Sakramentenspendung“ sowie der Mittlerdienst zwischen Mensch und Gott mit überwiegender Mehrheit zu den „Hauptaufgaben des Priesters“ gerechnet: 51% bzw. 54% sind „voll und ganz“ einverstanden und 35% bzw. 24% „im großen und ganzen“. Allerdings hat man nicht wie bei der bundesdeutschen Umfrage die Glaubensverkündigung und den liturgisch-sakramentalen Dienst getrennt. Etwas schlechter schneidet die „Sorge um die konkreten Nöte“ der Menschen ab. Immerhin gehört sie für 44% der Befragten „im großen und ganzen“ zu den priesterlichen Hauptaufgaben. Doch 18% nur sind „voll und ganz“ dieser Meinung, und fast ebenso viele (17%) sind „eher nicht“ damit einverstanden. Für „gute zwischenmenschliche Beziehungen zu sorgen“ gehört immerhin für 42% zur hauptsächlichen Sendung des Priesters. 36% vertreten jedoch die entgegengesetzte Auffassung. Dieses Ergebnis stimmt mit den Durchschnittszahlen der

deutschen Priesterumfrage überein. Es läßt sich jedoch unter Aufrechterhaltung des Vorrangs des spezifisch priesterlichen Dienstes eine Neigung zum stärkeren mitmenschlichen und sozialen Engagement herauslesen.

Auch in der Frage, ob die jetzige Tätigkeit sich in etwa mit ihren Vorstellungen von einem priesterlichen Leben deckt, ergeben sich ähnliche Zahlenwerte wie bei der deutschen Umfrage: 37% bejahen sie „voll“, 54% „im großen und ganzen“. Daß der Priester viel von seiner früheren Bedeutung in der Gesellschaft verloren habe, dem stimmen nur 33% voll und 55% bedingt zu. In die Anschauung übersetzt, bevorzugen die Befragten für ihre Tätigkeit das Bild des Hirten (70%) vor dem des Propheten (19%), das des Motors (42%) vor dem des Magneten (18%) und das des Bauführers (39%) gegenüber dem Bild des Architekten (18%). Daß sich der Priesterberuf mit einer weltlichen Tätigkeit vertrage, wird nur von 17% verneint, 47% bejahen diese Frage, 34% halten eine solche Tätigkeit nicht für notwendig. Die Frage, ob es auf Grund ihres Amtes notwendig sei, sich auch gegen die eigene Überzeugung hinter den Standpunkt der offiziellen Kirche zu stellen, wird differenziert beantwortet: 48% gegen 46% meinen, der Priester könne sich von diesem Standpunkt distanzieren, wenn dies in der Sorge um den Menschen geschehe. Wenn nicht, sollte er sich für die offiziell kirchliche Auffassung einsetzen, auch wenn er nicht ganz mit ihr einverstanden ist.

### Wenig profilierte Tätigkeitseinschätzung

Die Antworten auf die Fragen nach *Tätigkeitseinschätzung, Arbeitsbeanspruchung und Arbeitsmethoden* können hier ebenfalls nur differenziert nach Alter, Urbanisierungsgrad und Motivation wiedergegeben werden. Der überwiegende Teil der Priester (57%) arbeitet in „nichtstädtischen Verhältnissen“, während 37% in „städtischen Verhältnissen“ tätig sind. Die früheren Angaben bestätigend, schreiben 37% der Befragten der Sakramentenspendung und der Liturgie den höchsten Bedeutungsgrad (einer fünfstufigen Skala) zu. 36% meinen das gleiche von der Predigt und der Predigtvorbereitung, 29% von den „geistlichen Übungen“, 27% von den Hausbesuchen, 25% von der Schulkatechese und 24% von der Kranken- seelsorge. Dagegen nimmt die Ehe- und Familienpastoral (21% für Stufe 3 bzw. 20% für Stufe 4) eine relativ geringe Bedeutung ein. Auf der gleichen Bedeutungsebene liegen die Jugendseelsorge (19% für Stufe 3 bzw. 4), das Studium und die Kulturpflege (25% für Stufe 3, 24% für Stufe 4) und die individuelle Sprechzimmerseelsorge (20% für Stufe 3).

Subjektiver Bedeutungsgrad und effektive *Arbeitsbeanspruchung* entsprechen sich, wenn überhaupt, nur annähernd. Die weitaus stärkste Beanspruchung bringt die Schulkatechese und deren Vorbereitung mit sich: 25% geben Stufe 5, 20% Stufe 4 an. Demgegenüber beanspruchten Sakramentenspendung und Liturgie 26% der Befragten nur mittelmäßig (Stufe 3) bis stark (18% für Stufe 4 und 5). Offensichtlich zu kurz kommt — trotz hohem subjektivem Bedeutungsgrad — die Spiritualität. Für 26% nimmt sie den Beanspruchungsgrad 2 ein, für 21% Stufe 3 der Skala. Predigt und Predigtvorbereitung liegen in der oberen Hälfte der Skala: Stufe 3 (25%), Stufe 4 (21%), Stufe 5 (17%). Die Ehe- und Familienpastoral dagegen nimmt die unteren Ränge ein: Stufe 1 (19%), Stufe 2 (20%), Stufe 3 (16%). Die Jugendseel-

sorge hat einen mittleren Beanspruchungsgrad (Stufe zwei bis vier).

In gewisser Weise werden diese Daten durch die Angaben darüber bestätigt, wo die größten Schwierigkeitsbereiche liegen, nämlich bei der Schulkatechese (16%), der Jugendseelsorge (16%), den „geistlichen Übungen“ (10%) und der Predigt (10%). Die geringsten Schwierigkeiten bereiten die „Seelsorgeberatung“ (1%), die Sakramentspendung, die Kranken- und Altenseelsorge (1/2%) und die Ehearbeit (3%).

Aufschlußreich sind trotz fehlender Altersstruktur die Angaben über die *Arbeitsmethoden*. In ihrer Arbeitsweise lassen sich 29% durch das „Bewährte“ bestimmen, 22% durch das „Gemäßigte“, 11% durch das „Gewohnte“ und 20% durch das „Experiment“, 4% durch das „Risiko“ und 8% durch „Improvisation“. Diese Angaben decken sich im großen und ganzen mit dem Ergebnis, daß 40% der Befragten „ständig nach geeigneten neuen Seelsorgemethoden“ suchen, 25% die bei Mitbrüdern bewährten Methoden übernehmen und 21% die altbewährten Weisen noch heute für richtig halten. „Anwendbare Modelle und Anleitungen für die Seelsorge“ vermissen jedoch 51% gegen 35% der Befragten. Ist das Vorherrschen des Bewährten, Gewohnten und Gemäßigten (insgesamt 62%) darauf zurückzuführen? Oder darauf, daß neue Seelsorgemethoden bei einer Minderheit der Gläubigen auf Widerstand stoßen? Immerhin meinen dies 41% der befragten Priester.

Eine große Rolle bei der Berufsausübung spielen für die überwiegende Mehrheit (70%) die „Übereinstimmung mit der priesterlichen Sendung“, das Entwickeln von „Eigeninitiative (54%), die Verwirklichung der eigenen Fähigkeiten (44%) und die persönliche Bereicherung und Befriedigung (30%)“.

Eine relativ kleine bzw. gar keine Rolle spielen dagegen die reine Pflichterfüllung (30% bzw. 25%), die Arbeitsroutine (31% bzw. 28%) und ein Spezialwissen (29% bzw. 27%).

### *Zölibat und verheiratete Priester*

Die aktuelle Frage nach dem *Zölibat* wurde jeweils nach Welt- und Ordenspriestern getrennt gestellt. Dabei ergab sich eine Akzentverschiebung in der Frage nach seiner Unerläßlichkeit: während bei Weltpriestern ihn nur 29% für unerläßlich halten, sind es bei den Ordenspriestern 68%. Dagegen ist er für Weltpriester nach 44% der Befragten — für Ordenspriester nach 12% — nur „wünschenswert“. Daß er für Welt- bzw. Ordenspriester bedeutungslos sei, meinen nur 5% bzw. 1%. Die Antworten zur Frage der Aufhebung der Zölibatsverpflichtung lassen sich mit denen der bundesdeutschen Priesterumfrage nur bedingt vergleichen, da sich sowohl die Fragen wie die vorgegebenen Antwortschemata nicht bzw. nicht völlig decken. Für eine grundsätzliche Aufhebung sprechen sich in der Schweiz 31% gegen 55% aus (Deutschland: 27,7% dafür, 16,4% nicht notwendig, 27,9% nicht vertretbar). Daß die Zölibatsverpflichtung „für alle Priester bestehenbleiben soll“, wird von 43% abgelehnt und vom gleichen Prozentsatz befürwortet. Der größte Teil der Schweizer Priester (76%) empfindet das ehelose Leben nicht oder nur in geringem Maße als Last. Nur für 18% ist es eine ziemlich schwere und für 4% eine sehr schwere Last.

Die überwiegende Mehrheit spricht sich dagegen für die

*Weibe verheirateter Männer zu Priestern* ohne Zölibatsverpflichtung aus: 66% dafür, 14% dagegen. Daß sie für Schweizer Verhältnisse notwendig bzw. wünschenswert seien, meinten 13% bzw. 40% gegen 32% (nicht notwendig) und 11% (unvertretbar). Die deutschen Durchschnittszahlen lauten: 28,4% notwendig, 50,6% erwägenswert, 10% nicht notwendig, 5,8% unvertretbar. Dagegen sollen nach 42% der Befragten Priester, die mit kirchlicher Erlaubnis eine Ehe eingehen, nur einen „kirchlichen Dienst“ ohne priesterliche Funktion ausüben dürfen, während sich 37% auch für die Übernahme priesterlicher Funktionen aussprechen (deutsche Vergleichszahlen: 29% für die Zulassung zum priesterlichen Dienst).

Die *Motivanalyse* ergibt ein Vorherrschen der pastoralen und der eschatologischen Motivierung: größere zeitliche Verfügbarkeit für den priesterlichen Dienst bejahen 62% voll und ganz, 24% im großen und ganzen (Deutschland: 84,3%); für 69% gegen 19% steht das stärkere Engagement im Dienst am Menschen im Vordergrund. Ein eschatologisches Glaubenszeichen sehen im Zölibat 59% gegen 18% (Deutschland: 71,8%). Weitgehend abgelehnt wird die Meinung, der Zölibat beeinträchtigt das persönliche Lebensglück des Priesters (68% gegen 19%) und zur Persönlichkeitsentfaltung gehöre die Partnerschaft mit der Frau (57% gegen 30%). Diese Daten decken sich in etwa mit dem Gesamtergebnis der deutschen Umfrage, wonach „die negativen Schlagworte gegen die Ehelosigkeit des Priesters insgesamt eindeutig abgelehnt werden“. 29% der befragten Schweizer Priester halten sogar an der Ansicht fest, der Zölibat gehöre zum Wesen des Priestertums. Auch hier werden sich differenzierte Aussagen erst nach Vorliegen der Gesamtauswertung machen lassen.

### *Problemloses Verhältnis zur Autorität?*

Im *Verhältnis zur kirchlichen Autorität* treten im Durchschnitt die traditionellen Einstellungen stärker hervor, als es die Aussagen über die Reformbedürftigkeit der Kirche erwarten lassen. Allerdings erlauben die z. T. pauschalen Fragestellungen keine differenzierten Antworten. 71% gegen 23% meinen, daß „ein guter Katholik alles hinnehmen muß, was die Kirche zu glauben vorlegt“. Für ebenso viele Priester (70% gegen 23%) wird an „der“ Kirche zuviel Kritik geübt. „Viele Ideen der neueren Theologie gefährden die Menschen im Glauben“ (61% gegen 32%). Zustimmung und Ablehnung halten sich in etwa die Waage bei folgenden Ergebnissen: Die Kirche sei zu selbstbezogen und kümmere sich zu wenig um Gerechtigkeit, Frieden und Mitmenschlichkeit: 46% bejahen dies, 43% verneinen es. Die Kirche höre zu wenig auf die Laien: 43% meinen ja, 46% sagen nein. Die Bibelexegese sei stark glaubensgefährdend: 42% meinen ja, 45% finden sie nicht glaubensgefährdend. Die heutigen kirchlichen Strukturen hemmen die Entfaltung charismatischer Impulse: 42% ja, 40% nein. Auch die Priesterumfrage in der Bundesrepublik ergab „im Gesamtergebnis eine überdurchschnittlich positive Identifikation mit der Kirche“ (64,2%).

Gegenüber diesen Aussagen überrascht, daß 53% die nachkonziliaren Neuerungen in der Kirche als notwendig und 21% gegen 17% sie als ungenügend betrachten. Es überrascht, daß 75% — gegen 19% — der Befragten „tiefgreifende Neuerungen in Verhalten, Sprache und Denken der Kirche“ für „unumgänglich“ halten, um wieder, besonders bei den jungen Menschen, glaubwürdig zu

werden. Und es überrascht, daß nur 6% meinen, der Priester müsse die „offizielle kirchliche Meinung immer als einzig richtigen Weg“ hinstellen, und daß nur 12% der Auffassung sind, er solle auch die Gläubigen von dieser Meinung überzeugen. 77% dagegen betonen die eigene christliche Verantwortung der Gläubigen, auf die sie diese aufmerksam machen sollen, auch wenn sie selbst zugleich die Meinung der offiziellen Kirche vertreten sollen.

Die Beziehungen zu den *unmittelbaren kirchlichen Vorgesetzten* sind für die überwiegende Mehrheit der Schweizer Priester problemlos: für 30% sind sie freundschaftlich, für 31% vertrauensvoll und für ebenfalls 31% korrekt. Sie finden auch bei ihren Vorgesetzten (68% gegen 17%) und in der Gemeinde (65% gegen 14%) genügend Anerkennung. Den Informationsgrad der Bistumsleitung über ihre Priester beleuchten die Antworten auf die Fragen, ob sie über die Art, wie diese denken, informiert seien. 22% halten sie für „gut“, 38% für „mäßig“ informiert. Ernüchternd ist jedoch der Informationsstand der Bistumsleitung über die persönlichen Probleme der Priester: gut 15%, mäßig 35%, schlecht 25%. Von den kritischen Äußerungen über die Bistumsleitung überwiegen die Aussagen: „ohne klares Konzept“ (15%), „wenig vertraut mit den seelsorglichen Problemen“ (12%), „ungeschickt im persönlichen Umgang mit den Priestern“ (11%), „weder Hilfe noch Belastung“ (11%). Für 15% der Befragten ist jedoch an der Bistumsleitung „überhaupt keine Kritik angebracht“. Aufschlußreich sind auch die Antworten auf die Frage: „Die kirchliche Autorität legitimiert sich zu wenig, argumentiert zu wenig überzeugend, stellt sich zu wenig der Kritik und verlangt einfach Gehorsam“: 16% machten „oft“, 33% „hin und wieder“ und 26% „selten“ diese Erfahrung. 14% lehnen diese Aussage ganz ab.

Charakteristisch sind die Aussagen über die *Spiritualität* der Priester. Als besonders hilfreich für ein lebendiges geistliches Leben werden die Feier der Liturgie (22%), das spontane Gebet (17%), der Dienst am Mitmenschen (13%), das Breviergebet und die Meditation (je 10%) angegeben. Schwierigkeiten im Beruf werden am besten durch den Glauben und durch das Gebet (39%) und durch das mitbrüderliche Gespräch (15%) bewältigt. Am stärksten tragen den Priester in seinem priesterlichen Dienst die „Aufgabe, andere zu Gott zu führen“ (18%), die persönliche Beziehung zu Gott (16%), der Berufungsgedanke (14%), die Aufgabe, den Menschen Lebenshilfe zu bieten (14%) und die Treue zu seiner Entscheidung (13%). Die Schwächen der *theologisch-kirchlichen Ausbildung* spiegeln sich in den Antworten auf die Fragen, ob sie ausreichend sei. Zum Verständnis der neueren theologischen Ideen halten 39% gegen 54% ihre Ausbildung für ausreichend. 37% gegen 52% halten die theologische Ausbildung auch zur Lösung religiöser und ethischer Zeitprobleme für geeignet. Als ausreichender „Rückhalt“ für das persönliche geistliche Leben wird sie von 59% gegen 31% angesehen.

### Wie stark ist das „Unbehagen“?

Nur ein Punkt in der Umfrage wurde nach differenzier- ten Gesichtspunkten analysiert, die Frage nämlich: „Empfinden Sie in ihrer priesterlichen Tätigkeit Unbehagen?“ 28% spüren überhaupt kein Unbehagen, 21% nur ein geringes (Stufe 2 einer fünfstufigen Skala) und

20% ein mittleres (Stufe 3). Kaum berührt davon werden 17% (Stufe 1). Nur 5% bzw. 3% geben ein großes bzw. sehr großes Unbehagen an. Das entspricht nicht ganz den deutschen Antworten, wonach 30% mit ihrer gegenwärtigen Tätigkeit „sehr zufrieden“, 48,2% „zufrieden“ und nur 4,6% „nicht besonders zufrieden“ und 1,2% „gar nicht zufrieden“ sind.

Unter den 17 *Hauptgründen* für das Unbehagen rangiert an erster Stelle die „Arbeitsüberlastung“ (9%), gefolgt von „mangelnder Mitbrüderlichkeit“ (8%), „überlebten Denkstrukturen in der Kirche“ (8%) und dem „Säkularisierungsprozeß“ (7%). Die geringste Rolle spielen „Unsicherheit im Amtsverhältnis“, im Glaubensverständnis, Aktivismus im Beruf, Zugehörigkeit zum klerikalen Stand, paternalistische Autoritätspraxis (je 3%). In der Mitte liegen ungenügende Ausbildung, die Zölibatsverpflichtung und ungenügende seelsorgerliche Zusammenarbeit (je 6%). Aufschlußreich für diese Frage sind auch die angegebenen häufigsten Gründe für das Ausscheiden aus dem Priesteramt. Hier überrascht ein wenig — nach den positiven Aussagen über den Zölibat —, daß der Wunsch zur Ehe den höchsten Prozentsatz (25%) erhält. Mit Abstand folgen dann als Gründe „Rollenunsicherheit“ (11%), „Motivationsverlust“ (10%), schlechte Erfahrung mit Vorgesetzten (8%), der Wunsch nach größerer Persönlichkeitsentfaltung und Erfolglosigkeit (je 7%).

Die Aufschlüsselung nach dem Alter zeigt, daß die Zahl derjenigen, die keinerlei Unbehagen empfinden, mit zunehmendem Alter steigt: von 8% der 26—30jährigen bis zu 63% der über 70jährigen. Die Altersgruppe unter 25 Jahren zeigt wieder in stärkerem Ausmaß keinerlei Unbehagen (31%). Ein geringes bis mittleres Unbehagen (Stufenwerte 2 und 3) herrscht in der Altersgruppe zwischen 25 und 45 Jahren vor, wobei der Intensitätsgrad 2 der unter 25jährigen mit 31% weit herausragt. Hier flacht die Intensitätskurve mit zunehmendem Alter ab.

Erwartungsgemäß zeichnen sich auch deutliche Unterschiede zwischen Stadt und Land ab. Es gibt in nicht-städtischen Verhältnissen mehr Priester (30%), die frei sind von jeglichem Unbehagen, als in städtischen (22%). Hingegen gibt es auf den mittleren Skalenbreiten zwischen Stadt und Land nur geringe Unterschiede. Das Verhältnis vom Grad der Belastung durch den Zölibat und dem Intensitätsgrad des Unbehagens zeigt eine direkte Abhängigkeit des zweiten vom ersten. Diejenigen, welche der Zölibat nicht belastet, spüren zu 44% überhaupt kein, zu 18% ein ganz geringes (Stufe 1) und 15% ein geringes (Stufe 2) Unbehagen. Nur 1% der „sehr schwer“ am Zölibat Tragenden empfinden kein Unbehagen. Stufe 3 und 4 sind bei diesen Priestern mit je 23% und Stufe 5 mit 32% vertreten. Ein mittlerer Unbehagensgrad ist bei denen festzustellen, die leicht bzw. schwer vom Zölibat belastet werden.

Der Bezug zwischen dem *Alter und den Gründen für das Unbehagen* läßt ebenfalls eine klare Abhängigkeit von ganz spezifischen Faktoren erkennen. Für 27% der unter 30jährigen, 18% der 30- bis 40jährigen und 12% der 40- bis 50jährigen bilden unangepaßte Pastoralstrukturen den häufigsten Grund für ihr Unbehagen. An zweiter Stelle kommen — in gleicher Altersfolge — überlebte Denkstrukturen in der Kirche: 25%, 30%, 17%; dann folgen die Arbeitsüberlastung (25%, 23%, 23%), die Zölibatsverpflichtung (15%, 34%, 14%) und ungenügende Zusammenarbeit in der Seelsorge (17%, 14%,

15%). Eine große Rolle spielt die mangelnde Mitbrüderlichkeit.

Die gleichen Faktoren treten hervor, wenn man die Gründe zur Intensität des Unbehagens in Bezug setzt. Als Grund für das stärkste Unbehagen geben — in absteigender Folge — 38% der Befragten die Zölibatsverpflichtung, 37% überlebte kirchliche Denkstrukturen, 24% mangelnde Mitbrüderlichkeit, 23% unangepaßte Pastoralstrukturen und 18% Zugehörigkeit zum „klerikalen“ Stand“ an.

Die Analyse der Beziehung zwischen den *Gründen für das Unbehagen und der Ansicht darüber, in welchem Beruf der Priester seinen Glauben ehrlicher verwirklichen kann*, ist insofern interessant, als sie zugleich einigen Aufschluß gibt über die Gründe des Ausscheidens aus dem Priesteramt. Hier zeigt sich deutlich, daß 13% (gegen 4%) derjenigen, die in der Zölibatsverpflichtung einen Grund für ihr Unbehagen sehen, zugleich meinen, in einem anderen Beruf ihren Glauben ehrlicher verwirklichen zu können. Ein ähnliches Verhältnis gilt für das Motiv der überlebten Denkstrukturen in der Kirche: 13% (gegen 6%) glauben an eine ehrlichere Glaubensverwirklichung in einem anderen Beruf. Auch mangelnde Mitbrüderlichkeit und Zugehörigkeit zum klerikalen Stand

sind für je 8% ein mögliches Motiv für einen Berufswechsel.

Umfassende Urteile lassen sich aus den vorliegenden Teilergebnissen nicht ableiten. Dennoch sind gewisse Aussagerichtungen erkennbar, die im ganzen ein wenig bewegtes Bild abgeben. Das Amtsverständnis der Schweizer Priester betont die spezifisch priesterlichen Funktionen mit einer gewissen Tendenz zu einem stärkeren sozialen Engagement. Die Werte der Mitmenschlichkeit werden gegenüber früher enger mit dem Priesteramt verknüpft gesehen. In der Seelsorgetätigkeit zeigt man sich vorsichtig, nicht sehr experimentierfreudig. Am grundsätzlichen Wert des Zölibats wird nicht gezweifelt. Seine pastorale Motivation steht im Vordergrund. In der Frage der Freistellung halten sich Zustimmung und Ablehnung die Waage. Die Weihe verheirateter Männer zu Priestern wird von einer Mehrheit befürwortet. Als neuralgische Punkte im priesterlichen Leben erscheinen dagegen mangelnde Zusammenarbeit in der Seelsorge, mangelnde Mitbrüderlichkeit, die Arbeitsüberlastung und überholte Denk- und Pastoralstrukturen in der Kirche. Im ganzen zeigt dieses Bild trotz begrenzter Vergleichsbasis und mit geringen Abweichungen ähnliche Konturen wie in Deutschland.

## Länderbericht

### *Zur Stellung der Frau in der DDR*

Die gegenwärtige Erörterung der Reform des staatlichen Ehescheidungsrechts, die Auseinandersetzung um den § 218 des StGB sowie Fragen der Familienpolitik in der BRD sind aktueller Anlaß für den nachfolgenden Versuch einer kurzgefaßten, möglichst objektiven Darstellung von Frauen- und Familienproblemen in der DDR.

Die angeführten Zahlenangaben stützen sich vornehmlich auf die Auswertung offiziöser Materialien, z. B. des Statistischen Jahrbuchs, der Informationsbroschüre „Die Familie in der DDR“, Texte von Gesetzen, Parteibeschlüssen und Verordnungen sowie Angaben aus Referaten von Parteiführern. An der weitgehenden Richtigkeit der Zahlenangaben braucht nicht gezweifelt zu werden.

Wenn man zu Frauen- und Familienproblemen in der DDR Stellung nehmen will, so muß man von den Bedingungen der dort gegebenen sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung ausgehen und sich in ein weitgehend anderes Lebensmilieu hineinversetzen. Gerade im Bereich Frau und Familie ist die gesellschaftliche Auseinanderentwicklung, der Kontrast zwischen BRD und DDR, schon recht bedeutend. Seit 1945 haben sich die Kommunisten in Mitteldeutschland zielstrebig und konsequent bemüht, die Gleichberechtigung der Frau allseitig durchzusetzen, um dadurch auch in der Familie, der kleinsten Zelle der menschlichen Gesellschaft, eine tiefgreifende gesellschaftliche Umwälzung einzuleiten.

Mit dem am 20. Dezember 1965 verabschiedeten Familiengesetzbuch, dessen Grundsätze auch in Artikel 38 der neuen DDR-Verfassung vom 6. April 1968 Eingang gefunden haben, wurde ein umfassendes Gesetzeswerk geschaffen, das sich bis jetzt im großen und ganzen unter den in der DDR gegebenen Bedingungen bewährt hat und

vom größten Teil der Bevölkerung keineswegs abgelehnt wird. In dem genannten Verfassungsartikel heißt es u. a.:

„(1) Ehe, Familie und Mutterschaft stehen unter dem besonderen Schutz des Staates. Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Achtung, Schutz und Förderung seiner Ehe und Familie.

(2) Dieses Recht wird durch die Gleichberechtigung von Mann und Frau in Ehe und Familie, durch die gesellschaftliche und staatliche Unterstützung der Bürger bei der Festigung und Entwicklung ihrer Ehe und Familie gewährleistet. Kinderreichen Familien, alleinstehenden Müttern und Vätern gilt die Fürsorge und Unterstützung des sozialistischen Staates durch besondere Maßnahmen.

(3) Mutter und Kind genießen den besonderen Schutz des sozialistischen Staates. Schwangerschaftsurlaub, spezielle medizinische Betreuung, materielle und finanzielle Unterstützung bei Geburten und Kindergeld werden gewährt.“

#### *Forcierte Berufstätigkeit der Frau*

Das hervorstechendste Merkmal bei der gesellschaftlichen Rolle der Frau in der DDR ist der außergewöhnlich hohe Grad ihrer Berufstätigkeit (Weltspitze). Über 81,5% der Frauen im arbeitsfähigen Alter sind berufstätig (in 100 Familien mit einem Kind sind 80 Ehefrauen, in 100 Familien mit drei und mehr Kindern immerhin noch 70 berufstätig, in der BRD ist es geradezu umgekehrt: zwei Drittel der verheirateten Frauen sind Nur-Hausfrau). Der Anteil der Frauen an der berufstätigen Bevölkerung betrug 1970 49%. Eine gesetzliche Verpflichtung zur Arbeit besteht aber nicht. Der hohe Grad weiblicher Berufstätigkeit ist heutzutage keineswegs vorwiegend aus einer wirtschaft-